

Edel auf Urlaub.

Von Hans Ewald.

Ede ging langsam die Chaussee entlang. Sein Marsch rechts und links der Nieferwald — wie duftete er so kräftig und doch so süß! — Am Wege kaum ein grüner Baum — eine Axt oder eine Eiche — nur die braunen Stämme der Niefer — die weiße Landstraße — und die große Heide.

Und doch war's die Heimat. Da hinten, ganz hinten, wo der Weg sich scheinbar verengt, dort hinten setzte sich die Landstraße hin in eine Niederung. Uppige Kastanien, mächtige Eichen und Linden und viel anderes prächtiges Laub überlagte die Dächer des Dries und umgab das Schloß.

Wenn auch niemand mehr von seiner Familie in dem Drie lebte, es war doch seine Heimat. Er war dort aufgewachsen. Hatte Schulkameraden gehabt — und Freunde, die auch fast alle fort waren oder nicht mehr mit ihm zu tun haben wollten. Ja, der eine, der Böcker Jensen, hatte ein einmal sogar den Gendarm auf den Hals gehetzt, als er ihn um ein Stück Brot angesprochen hatte.

Und die Anna in dem Gasthof, der dem Drie gegenüber lag, er mochte sie nicht, weil sie manchmal überredete ihn, wenn seine Wanderungen ihn in seine Heimat führten, sie hatte ihn auch stets so schön behandelt. Und das andere, widerwärtige alles... und doch, es war die Heimat, die Heimat, für die er nun kämpfte. Wie schön mußte es sein, oben auf dem Abhang unter der Linde zu liegen und hinabzusehen in die Niederung, in die Gärten, in denen Frauen und Kinder zwischen den Gemüßbeeten und Obstbäumen arbeiteten. In die Höfe, in die Straßen, in das Gewirr von grünen Wipfeln.

Er hörte hinter sich das Getöse von Pferden. Pflöcklich klang es auf. Ede drehte sich um. Ein Kutschwagen bog vom weichen Sommerweg hinter sich und mit Steinrollen besetzten die Räder. Ede ging an den Straßenrand. Daß der im Wagen nun gerade der Erste aus dem Drie war, dem er begegnete! Der Schloßherr, der ihn manchmal hinter Schloß und Riegel hatte bringen lassen, der immer den Gendarm aufmerksam gemacht, wenn er Ede irgendwo auf dem Wege angetroffen.

Ede wollte den Graben überspringen und in den Wald hinein, um dem Staub zu entgehen, dem der Wagen anfuhr. Da zeigte der Schloßherr die Pferde. Der Wagen hielt. „Wollen Sie nach dem Drie?“ rief der Schloßherr.

Ede blieb stehen und sah ihn an. Ede er antworten konnte, rief der Schloßherr: „Dann steigen Sie ein.“ Ede lächelte. Was denn, er im Wagen beim Schloßherrn! Betschritt ging er einen Schritt, blieb dann wieder stehen.

„Ja, kommen Sie nur, ich habe ja Platz!“ sagte der Schloßherr, und Ede sah, wie der Schloßherr ihn gar nicht so verächtlich ansah, wie er ihn früher übersehen hatte. Stolz ging Ede auf den Wagen zu, öffnete die kleine Tür, kletterte hinein und setzte sich auf das Polster. Ede der Schloßherr die Pferde wieder antrieb, beugte er sich zurück: „Sie waren wohl verunndet?“

Ede nicht. Es war ihm noch nicht möglich, mit diesem Mann offen zu sprechen. Aber als er dann ein Weichen in dem Wagen gefesselt, als es ihm klar geworden, daß es Wahrheit sei, er in der Kutsche des Schloßherrn, gefahren vom Schloßherrn selbst, da redete er sich vor und fragte unbefangenen: „Zerstört denn jetzt zu Hause?“

Der Schloßherr gab ihm ebenso unbefangenen Antwort. Und dann erzählte Ede von seinen Erlebnissen und Kämpfen, von den Märschen und den Nächten, von dem Leben im Schützengraben, und wie er den Professor Dr. Dietrich in Flandern getroffen, den Professor vom Amtseigentum. „Sie wissen ja schon!“ meinte er.

Der Schloßherr nicht. Ja, ja, er wußte. „Dann sagte er: Zu wem gehen Sie denn heute?“

„Ja“ — Ede konnte nicht recht antworten. Das hatte er sich noch nicht recht überlegt. Er wollte ja nur nach dem Drie, nach seiner Heimat.

„Na — wenn Sie nicht genau wissen, wohin, dann kommen Sie doch zu mir. Ich habe schon nach Platz für Sie.“ Ede schwieg. Er sollte ins Schloß. In dies große Gebäude, das er immer in großem Bogen umgingen, vor dem die großen blühenden Büsche standen. Aus dessen Fenstern oft eine so seltene harte Müßigkeit gesehene: Wieder, die ihn angelockt und bei denen er beinahe oft geweilt. „Daß der, daß kann ich doch nicht“ — sagte Ede. Wie gerührt und abgefaßt, flüchtig und satig seine Uniform ausgab.

Der Schloßherr winkle: „Das macht doch nichts! Das ist noch eine Erinnerung an den Schützengraben.“

„Na, ich muß et mir noch überlegen“, meinte Ede. Sie waren jetzt

an dem Einschnitt angelangt, den die Landschaft bei ihrer Senkung in den Abhang machte. Der Wald trat zurück. Links und rechts wuchsen mächtige Linden aus der Erde. Einzelne kleine Gehölze lugten dazwischen heraus — blumige Vorgärten, Lauben, geschlossene Feuerlöcher, Obstbäume. Dann kam links die Tannengebüsch — der Gutshof mit den Scheunen und Ställen, die Parkbäume und dahinter das Schloß.

Der Schloßherr wollte schon links abbiegen, durch die Heide hindurch über den Gutshof. Da schrie Ede: „Holt — halt.“

Und als der Wagen nicht gleich hielt, rief er die Tür auf und stolperte hinaus.

Der Schloßherr hielt die Pferde an und rief: „Na, warum kommen Sie denn nicht mit?“

„Nachher“, sagte Ede und grüßte stumm: „Nachher, wenn ich mit erlauben darf.“

„Aber bestimmt!“ antwortete der Schloßherr. „Ich werde meiner Frau sagen, sie soll ein Zimmer für Sie zurecht machen. Wir erwarten Sie zum Abendbrot.“

Ede stand noch stumm und winkle. Dann, ehe der Schloßherr weitergefahren, machte er leib und marschierte eiligen Schrittes in den Drie hinein. An der kleinen Brauerei vorüber, aus der ein würziger Malzgeruch kam. Die erste Straße links, an deren Mauern Weinreben, die mit Blumen und weißen Gärten grühende Fenster umrahmten. Und um die Ede auf dem kleineren Platz. Alles war noch so wie sonst. Das Pflaster holprig, aber sauber. Das Haus alle blut. Das vom Schloßherrn Schulz war frisch geputzt. Und rechts, da stand Jensen, der Bäcker, vor seinem Haus und sah dem Rater zu, der die Fensterläden überweichte. Hinten, in das Postgebäude gingen einige Kinder hinein. Aus dem Schulhaus an der Ecke klang Klavierpiel. Vor dem „Schwarzen Adler“ saßen mehrere ältere Männer im Schatten und sprachen miteinander.

Wahrlich — es war hier wie sonst auch, wie es seit Jahren und Jahren gewesen.

Ede wollte weitergehen. „Herrgott — Ede — Mensch!“ rief Jensen und kam auf ihn zu. Er griff nach seinen Armen und hielt ihn fest.

Ede sah ihm ins Gesicht. Wirklich — dieser blasse Bader hatte ehrlische Freude in den Augen.

Er zog Ede in sein Haus hinein: „Tu komm schon — nu komm schon! Trinkt eine ordentliche Tasse Kaffee bei mir!“

Ede trübte sich: „Aber was denn? Ich will doch erst mal in die Penne — zu Großmann.“

„Ach — wegen der Anna? — Laß nur, zu der kommst du noch früh genug.“

„Ich habe aber nicht viel Zeit“, wendete Ede ein. Er dachte daran, daß er noch auf das Schloß kommen sollte. Doch Jensen überredete ihn, führte ihn in seine gute Stube und ließ ihn von seiner Frau eine Tasse Kaffee vorsetzen, schmitt ihm auch selbst von dem Kuchen ab, der schon für den nächsten Tag, einen Sonntag, gebacken worden war. Ede ließ es sich schmecken, erzählte und antwortete auf die neugierigen Fragen — bis er die kleine Uhr sählagen hörte, die auf dem Schραν stand. „Herrgott — ich muß ja noch ins Schloß!“

„Ins Schloß?“ räumte Jensen ein. „Ja, der Graf hat mich eingeladen.“ antwortete Ede.

„So, so — na — denn kann ich dich ja nicht halten!“ sagte Jensen. Inzwischen hatten sich vor dem Hause Kinder angeammelt, die geöhrt hatten, daß Ede in Uniform gekommen war. Stumm und flarr bewunderten sie ihn, als er nun über den Platz schritt.

Jensen rief plötzlich hinter ihm her: „Du, Ede warte! Ich komme mit!“ Den Kopf halb angezogen, lief er hinter Ede drein und ging dann stolz neben ihm her — er, den seines Herzgählers wegen abgelehnt hatten — er hatte doch einen Freund, der im Felde gewesen...

„Als sie am „Schwarzen Adler“ vorbeikamen, riefen die alten Männer Ede zu sich heran: „Hierher, Kamerad! Hierher!“

„Laß doch die Alten!“ meinte Jensen.

Aber Ede konnte sie nicht so verächtlich beiseite lassen und ging zu ihnen.

„Wir haben schon gehört, daß Sie sich ausgezeichnet haben!“ sagte ein kleiner alter Herr. Seine blauen Augen blitzten in dem roten Gesicht, das ein graublonder Vollbart umrahmte. Dies Blinzeln sah so verschmitzt aus — und war doch nichts als eine Verlegenheit. Der kleine fleißige Zimmermeister hatte den ehemals landstreichenden Ede auch gerade nicht leiden mögen.

„Es geht — es geht!“ wehrte Ede ab.

Aber als er nun die ehrlischen Blicke auf sich schloß, überkam ihn irgendeine Erinnerung an seine alten Tage. Und entschuldigend sagte er: „Ja, doch, ja, ich habe früher nicht immer gut getan — aber ich dachte,

jetzt erfüllte ich meine Schuldigkeit.“ „Gewiß, gewiß!“ sagte der Zimmermeister und bat ihn, er solle sich zu ihnen setzen.

„Du mußt doch noch auf's Schloß!“ erinnerte ihn Jensen.

„Ich darf doch den alten Herren die Ruhe nicht nehmen“, meinte Ede und setzte sich heiter und harmlos von seinen Tagen draußen berichtend. Die Rinderschar wurde immer größer. Auch die Männer um ihn herum nahmen zu an Zahl. Ede trank, was ihm hingestellt wurde. Und plauderte und erzählte.

„Bis Jensen, der schon öfter gemahnt hatte, sagte: „Jetzt ist's aber sieben Uhr!“

Da sprang Ede empor. Um diese Zeit hätte er ja eigentlich auf dem Schloß sein müssen.

Er grüßte und ging dann rasch davon — um die Ede in die Straße hinein, wo die kleinen Handwerker und Arbeiter wohnten. Ueber dem Eingang des einen kleinen Häuschens stand: Gastwirtschaft von Karl Großmann. Links und rechts waren je zwei Fenster. Ach — es waren nur zwei niedrige Gastzimmer. Aber wie gemütlich, wie heimlich war es in ihnen...

Ede ging nicht durch die Haustür. Er öffnete das kleine Tor, das zwischen der Gastwirtschaft und dem Nachbarhaus auf einen Gang führte.

„Da geht's doch in den Stall!“ sagte Jensen.

„Na — hier bin ich immer gegangen“, antwortete Ede und dachte daran, wie oft er hinten in der Stube im Stall geschäftigt...

Auf dem kleinen Hof, der von einer Kanne besetzt wurde, hockten ein Mädchen an einem Wofschaf.

Ede ließ auf sie zu. Sie stieß einen Schrei aus und erhob abseits ihre vom Seifenschaum umhüllten Hände.

Ede jedoch ließ sich nicht aufhalten, umarmte das Mädchen kräftig und wollte es küssen.

Sie aber stieß ihn zurück und sagte: „Ich bin doch verlobt!“

„Ach so“, sagte er und ließ das Mädchen los.

Sie sah ihn an, wie wenn es ihr leid tue, nicht mit ihm verlobt zu sein. „Ja — das ist doch mal nicht anders!“ meinte sie. „Der Fritz Krüger war vor vier Wochen hier. Er ist Unteroffizier geworden. Er hatte Urlaub. Und da haben wir uns verlobt.“ Sie strich kräftig den Schaum von den Händen und trocknete sie mit ihrer blauen Schürze.

Pflöcklich sagte sie lachend: „Was machen Sie denn für ein Geschäft? Haben Sie auch so geguckt, wenn die Granaten einschlagen?“

Ede wachte nur auch lachen. Denn meinte er erklärend: „No — man hat sich so allerlei da draußen jehacht — so — von Besserwerden, von de Zukunft —“

„Na — nu reden Sie kein dummes Zeug!“ sagte Anna darr und machte sich wieder an ihre Wäsche. „Sie können auch ohne mich ein ordentliches Reel werden. Und Rädel gibt's jetzt genug — zu — so viel tüchtige Mädels... Kommen Sie — helfen Sie mir lieblich!“

Sie sah das Wofschaf und kippte es nach dem Brunnenloch aus. Dann rüllte sie es unter dem Brunnenausfluß und forberte Ede auf, ihr frisches Wasser einzupumpen.

Ede war auch bereit und griff nach dem Schwengel. Und dann pumpte er mit wachem Vergnügen der Anna Spülwasser in ihre Wannen und Bottiche. Sein trübes Gesicht heiterte sich auf. Dann reichte er mit einer zielichen Verbeugung Anna die Hand. „Na — denn also — sahre wohl, halber Traum von Familienluck, von Kinderwagen und Kaffeetanne im Ofenloch!“

Anna reichte ihm die nasse Hand: „Sie — ich sehe Sie ja doch noch als Familienvater!“

„Ne — nu nicht mehr!“ sagte Ede und machte ein bitterstes Gesicht. Pflöcklich zog er das Mädchen zu sich heran und bat: „Genen Abschiedskuß!“

Sie wick ihm aus, winkle mit den Augen nach Jensen hin.

„hm — also — lebe wohl, Jugend und Hoffnung!“ sagte Ede und ließ ihre Hand los. Da küßte er ihn zu: „Kommen Sie heute abend wieder?“

Wortlos, wie auf einem Pflichtenweg, schritt Ede nach dem Schloß, die kleine Gasse zwischen den Gärten entlang. Jensen immer neben sich. Bis über den Vorplatz des Schlosses. Erst vor der Tür nahm Jensen Abschied. „Nun sei's gescheit, Ede! Denke an deine Zukunft!“

Ede sagte nichts, sondern ging hinein. Die Dienerin wußte schon, daß er kommen sollte. Sie führte ihn durch einen Gartensaal zu ebener Erde in ein Zimmer.

„Hier ist frisches Wasser!“ sagte die Dienerin. „Und Seife ist auch da. Wenn Sie fertig sind, möchten Sie ins Schlafzimmer kommen. Gleich gegenüber durch den Gartensaal.“

Er wusch sich rasch und ging ins Schlafzimmer hinüber. Der Schloßherr sah schon da, mit seiner Frau, mit der Erzbergerin und mit mehreren Kindern.

Ede mußte sich neben die Schloßfrau setzen. Sie verstand es, ihm

jede Befangenheit zu nehmen. Sie reichte ihm das Essen und teilte es ihm ein, so daß er mit der Gabel und dem Messer kein Schwierigkeit hatte. Die Kinder saßen ihm benumbernd mit großen Augen an, als er erzählte, wie er Doktor Dietrich das Leben gerettet, wie er den aus dem Trupp Engländer herausgehauen. Und als er nachher mit dem Schloßherrn und seiner Frau auf der Erhöhung vor dem Gartensaal saß, als der Schloßherr ihm Wein einschenkte und ihm von seinen Zigarren gab, dachte er kaum noch an Anna. Der Schloßherr bot ihm an, nach dem Kriege für ihn zu sorgen.

Er würde ihm schon irgendeine Stelle verschaffen. Als Frühwächter oder so was Ähnliches.

Ede dachte, Anna hat gefogt: Kommen Sie heute abend? Und er ward sehr einfüßig.

Das merkte die Schloßfrau. Sie schickte ihn zu Bett, da sie ihn für müde hielt. In seinem Zimmer stand er am Fenster und sah, wie das letzte Tageslicht hinter den Bäumen verging. Sah, wie der Mond seinen Silberglanz über die Bäume goß und ihren Schatten lang über die Wiese warf. Und dachte über: Kommen Sie heute abend?

Leise stieg er durch das geöffnete Fenster, ging vorsichtig am Haus entlang und schlüpfte durch ein Loch in der Gartenheide auf den Weg, der nach der Stadt führte. Fast alle Häuser still und dunkel. Nur wenige Lichter noch in den Fenstern. Vor dem „Schwarzen Adler“ noch einige Männer. Ede ging auf der anderen Seite des Platzes im Schatten vorbei — bog in die kleine Straße ein — öffnete das Tor zu dem Gang bei der Gastwirtschaft.

Niemand war da. Aber er ging nicht fort. Er wartete. Und bald kam Anna. Sie stand vor ihm und sagte: „Ich will dem anderen treu bleiben.“

„Ja — ja“, sagte Ede unbefolten.

Eine Weile standen sie schweigend voreinander.

„Ja — dann geh ich“, meinte Ede schlicht.

Da warf sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn.

„So — nu noch mal!“ meinte sie und schob ihm von sich.

„Ja — ja“, sagte er und ging.

Einem Augenblick stand er vor dem geschlossenen Tor. Dann raffte er sich zusammen und marschierte davon. Aber nicht zum Schloß zurück, wo er die zehn Tage Urlaub verbringen sollte, sondern zur Stadt hinan.

Oben auf dem Abhang setzte er sich nach einige Minuten hin und sah auf seine Heimat hinab. Wie sie friedlich lag in mildem Mondschein. Die Heimat...

Er sprang auf und wanderte, einen Marsch pfeifend, ins Land hinein.

**Der Schatten des anderen.**

Eszige von Ewa Gräfin von Baudissin.

Das war einer der seltsamsten Punkte dieses großen Krieges, welche Anzahl von Begegnungen er herbeiführte. Die Front nach fast allen Himmelsrichtungen, in die sich die männliche Bevölkerung des ganzen Reiches in unüberechenbarem, sich ewig nichtfüllendem Strom ergoß, war doch so ausgebeutet, daß man schon das Zufammentreffen von zwei Bekannten für ein merkwürdiges Spiel des Zufalls halten mußte.

„Gestern“, dachte Hauptmann von Malentow in sein Gedächtnis, waren es zwei Offiziere meines früheren Regiments, dieser Venthlin — Kamerad aus dem Kadettenkorps — und drei Bekannte vom Reunplatz — heute, im neuen Quartier, wer mag es da sein? — Bin doch begierig, wo ich mich heute gemeinsames Gedenten tragen wird.“ Langsam ritt er neben seiner Truppe her, die gleich ihm von dem ewig niederrieselnden flandrischen Regen in graue Schleier gehüllt wurde. Sein Gaul dampfte trocken, denn die Hüften saßen bei jedem Schritt tief in den Schlamm, die Sattelkissen waren mit Kot bespritzt, dem Reiter troff es in Bechern von der Summipeleline. Was für Karten sie gestern zusammengeschrieben hatten — ein reiches Bedürfnis war es ihnen gewesen, all denen einen Gruß zu senden, mit denen sie einst frohe Stunden verlebten hatten! Freilich, dieser und jener, dessen Name noch leicht von den Lippen floß, lag schon unterm Rasen. Am meisten natürlich von den altiven Offizieren seines alten Regiments und nicht wenige von den Turfbesitzerfamilien. Von den Mittelstadien aus dem Kadettenkorps hatte er sowieso im Laufe der Jahre viele aus den Augen verloren, und Venthlin half seinem Gedächtnis auf, indem er ihn an die Spinnnamen oder kleinen Eigentümlichkeiten der Halbvergesenen erinnerte. „Frommann“, hatte er gefogt, „wissen Sie, dieser Frommann, der so früh den Abschied nahm...“

„Kann ich noch“, hatte der Hauptmann ihm unterbrochen. „Den hab ich mal wiedergesehen. Unter eigentümlichen Verhältnissen.“

Da war ein Adjutant herange-

strzt: die Abteilung Venthlin sollte sofort abrüden. Als sie sich die Hände schüttelten, bemerkte er noch schnell: „Ja, Malentow, Frommann, das muß ich Ihnen noch erzählen: der ist natürlich gleich beim Krieg wieder eingetreten — und der soll vermisst sein. Schon seit Ende September. Der arme Kerl.“

Der arme Kerl; wiederholte Malentow. Wie's kam, wußte er selbst nicht: plötzlich stand er so deutlich vor ihm, die lange Gestalt, an der die Kleider immer schlatterten, das ernste Gesicht und die ungeschickten, rudimentären Gebärden, die nie im richtigen Verhältnis zu dem standen, was er sagte oder tat. „Wenn Frommann Ja sagen will, schüttelt er mit 'm Kopf — und wenn er Nein meint, nicht er, daß er sich fast's Genick bricht“, behaupteten sie im Kadettenkorps von ihm. Wahrscheinlich hatte er immer gegen seinen Willen Ja gesagt, wenn es besser Rein gehen hätte. J. B. — J. B. bei seiner Ehe — —

Da sah der Hauptmann auch die glanzvolle Umgebung wieder, in der er damals den alten Kameraden angetroffen hatte: „unter eigentümlichen Verhältnissen“, wie er sich Venthlin gegenüber äußerte. Anfangs waten sie ihm gar nicht so vorgekommen; die schloßartige Villa in der Dresdener Neustadt, die von ihrer Höhe einen Blick über die Ede gewährte, ein prachtvoll gehaltenes Garten ringsum, kostbare Möbel in den Räumen, gutgepögene Dienerschaft und eine noch jugendliche, elegante Frau, all diese Dinge mußten dem unbefangenen Eintretenden die Augen verblenden. Auch ihm, gewiß. Bis er, noch ehe man zu Tisch ging, dahinter kam, daß Frommanns Frau ihr sicheres Benehmen doch gar zu sehr gegen ihren Gatten lehnte. „Frommann, tu mol dies — tu mol das“, hieß es unaufhörlich. Er gehorchte zwar unbedingt. Aber seine Unschicklichkeit vor ihm reichte im Wege dabei. Seine Frau reichte ihn dann sofort und schloß mit den triumphierenden Worten: „Jäger wäre das nie passiert!“

„Wer ist denn nur dieser Jäger, gnädige Frau, dieses Ideal?“ fragte Malentow endlich lachend.

Sie sah ihn läßt und voll Stolz an: „Mein früherer Gatte. Dem ich dies Haus und diesen Besitz verbande. Dazu war er der beste, rücksichtsvollste Ehemann — so ziemlich in allem das Gegenteil von meinem jetzigen.“

Frommann hatte nichts darauf erwidert. Als Malentow hat, sich die Hände waschen zu dürfen, bestimmte die Hausfrau: „Führe den Herrn Hauptmann nur in Dein Schlafzimmer, damit er gleich sieht, was für einen großartigen Geschmack Jäger gehabt hat.“

Witten auf der durchweichten Landstraße in Feindesland mußte Malentow lachen, als er sich Frommanns Schlafgemach wieder ausmalte und daß der Unglücksdrabe in dieser ungemütlichen chinesischen Kadpracht unangenehmen, unzeitgemäßen Anfall, die ihm von seher eigen waren, das ungeschuldige Müßigen auf die Erde geworfen und mit den Füßen darauf herumgetreten.

„Weil — weil“, schrie er dazwischen, „weil ich nichts bin! Nichts als der Schatten des anderen! Weil ich nur an seine Stelle getreten bin und wie er denken und essen und trinken muß! Sieh doch, all dieser Fircleanz ringsum, das ist von ihm — ihm mag es entsprechen und zu ihm gepaßt haben — ich muß drin weiter hausen und seine alberne Rolle spielen und mich benehmen wie er! Nein, nicht nur das: fühlen soll ich wie er und mich glücklich befinden! Und ihm dankbar sein, diesem — diesem — den ich hasse, denn er vergiftet mir jeden Tag und jede Stunde! Und doch heißt es unaufhörlich, vom Morgen bis zum Abend: „Alles war sein — erste ihm nur nach“ — nein, alles ist noch sein, durchsicht von seiner Art und seinem Willen — und ich gehe unter, ich erlide in seiner ewigen Gegenwart —“

Malentow hörte still zu, es schien Frommann ein Bedürfnis zu sein, sich das Herz einmal auszuschnitten. Schließlich aber fragte er doch: „Weshalb hast Du es denn nur getan, Frommann? Und diese Frau genommen?“

Mit einem Blick voll Elend sah der alte Kamerad ihn an. „Ich brachte es zu nichts“, stieß er hervor. „Du weihst, ich nahm früh den Abschied. Ich war verlobet, ohne doch je mein Leben genossen zu haben.“ Das Geld lief mir unter den Fingern davon, für Kleinigkeiten, die konnte nun mal nicht rechnen. Nach der Dienstzeit wurd's noch ärger — nirgend's behielten mich die Leute, ich leistete zu wenig — und dann war ich auch immer eine lächerliche Figur. Die mag niemand lange um sich haben. Als diese Frau kam, sah ich eine Erlösung aus all der Misere vor mir — ohne Ahnung, daß ich nun erst recht zu einem Nichts herabstufen würde. Ich füllte nur einen leer gewordenen Platz aus, bin ein Lüt-

tenbüßer, ein Schatten des anderen — noch dazu ein schlechter, denn Du siehst ja, wie ich behandelt werde!“

„Ja, dazu hatte ich bei Tisch und in der Stunde, in der man auf der Terrasse noch den Kaffee nahm, genug Gelegenheit geboten. Das Frommannen und Tadeln und Vergleichen hörte gar nicht auf. Malentow war dem Freund zu Hilfe gesprungen und sagte ein paarmal: „Donnerwetter, gnädige Frau, Ihre Gatte hat eine Langmut — wenigstens die sollten Sie doch anerkennen.“

Da hatte sie nur spöttisch und hart gelacht und gemeint, wenn einer seine Eigenart beiseite, müßte sie ihm eingimpft werden —

„Nach dem Frieden“, dachte Malentow, „will ich mich gleich nach ihm erkundigen. Vielleicht hat der Krieg ihn stärker gemacht — und mutiger, dieser Frau gegenüber.“

Denn daß er draußen, im Kampf, nicht feig sein würde, das stand ja fest.

In diesem Augenblick kam langsam übers Feld her, von der Seite, eine Patrouille. In ihrer Mitte ein paar Sanitätsleute mit Bahren. Malentow hielt sein Pferd an und wartete auf sie. Ein Unteroffizier sprang vor und erstattete Bericht: morgens hatte man in einem Gebüsch schlecht verquartert drei Tote gefunden; Marobeurarbeit, Herr Hauptmann! Wir sind zurück zu unserem Lager und haben die Sanitätler geholt — denn da sollten sie doch nicht liegen bleiben. Ist auch ein älterer Herr Oberlieutenant dabei, von der Reserve —“

Malentow ritt an die Bahre heran, um dem toten, von Mörderhand gesallenen Kameraden einen letzten Gruß zu gönnen. Aber die zum Helmrand erhobene Hand blieb in der Luft stehen: äste ihn ein Traum, ein Spuk...? An den er gedacht während dieser letzten Stunde, Frommann, der arme Kerl, konnte er das sein...? Er sprang vom Pferde, er mußte genau sehen! Ja, er war es. Ein stilles, ediges Gesicht, in dem schon die große Auflösung begonnen hatte; und doch unverkennbar er, an dem auch jetzt die Uniform schlotterte und die Schultern eine Linie zeigten, als hätten sie sich mit ungeschickter Bewegung vor etwas zurückziehen wollen, zu dem die Augen ja gefogt hatten. Ganz gewiß: ja... denn ein Ausdruck der Ruhe und tiefsten Erlösung lag über den geschlossenen Lidern, den still gesenkten Händen. Als wäre er sich bewußt geworden: „Nun ist es aus mit aller Qual. Und ich sterbe meinen eigenen Tod, nicht im Beit des anderen — ich sterbe den Tod des Soldaten.“

Malentow gab dem Unteroffizier noch einige Weisungen. Die Karte, die der tote im Brustbeutel trug... „Den haben die Schufte gestohlen, Herr Hauptmann.“

Malentow atmete tief auf; namenlos wäre Frommann in fremde Erde geteilt, wenn nicht er gekommen wäre. Sollte man auch das Zufall nennen, diese Begegnung auf der schlam-migen Landstraße mit einem Toten?

Er war Werkzeug in der Hand des Schicksals, dies Stiefkind des Glücks stand durch ihn die letzte Ehreung: sein Name blieb auf der Liste der fürs Vaterland gefallenen Helden!

Er mußte scharf antworten, um die durch die beginnende Dunkelheit sich rafflos fortbewegende Truppen einzuholen. Und er hoffte, heute im Quartier allein zu bleiben. Der Abend sollte dem Andenken des Kameraden gehören.

— Ein neuer Rang. Guste: „Ich weih gar nicht, mein Georg kommt heute gar nicht.“

Ein vorübergehender Soldat: „Na, wie wußte es denn mit mir?“

Wüste: „Ach Sie! Sie sind ja nur Gemeiner, mein Georg ist Gefreiter!“

Soldat: „Da ernennen Sie mich eben zum Gefreiten-Stellvertreter.“

— 3te Gätstler Auktioner. „Gott, weihst Du, der Krieg ist doch jetzt schrecklich, wo Italien auch noch dabei ist!“

„Wieso?“

„Na, nun kommt doch nichts nicht herein zu uns, und da muß ich meine Zitronen-Kur unterbrechen!“

— 3n aufgeregter Zeit. „Insam, der Kerl magt ja ein Gesicht, als ob ihn der ganze Krieg nichts anginge.“

— Hebt's! Landsturmpflichtiger (bei der Ausmusterung zur Infanterie angefeh): „Herr Oberstabsarzt, ich habe ein zu kurzes Bein!“

Oberstabsarzt: „Tu nichts, gellest von einer hier, der hatte ein zu langes, hebt sich also — bleibt bei Infanterie!“

— Ungewohnte Erscheinung. Galtin: „Nun, lieber Schatz, wie findest Du diese neue Aufnahme von mir?“

Gatte: „Vorzüglich. Ist wohl eine Momentaufnahme?“

„Wieso?“

„Weil Du den Mund geschlossen hast!“

— Aufmerksam. Junge Galtin: „Einen Blumenstrauß schickst Du mir, was bedeutet das?“

Junger Gatte: „Nun, da wir heute 25 Tage verheiratet sind, zur china-sischen Hochzeit.“

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—